

Nr. 168. **Bromberg, den 9. August** **1928.**

Sohr der Knecht

ROMAN VON ARNO FRANZ

(18. Fortsetzung.

Im Saale herrschte eine atemlose Spannung und der Vorsitzende drängte: „Wir möchten die Erklärung gern hören. Ob sie Zweck hat, wird sich zeigen."

„Nun denn," sagte Sohr, „Brieftasche und Feuerzeug sind mir gestohlen worden."

„Gestohlen?"

„Ja — und von einem Dritten dorthin gelegt worden, wo sie gefunden wurden."

Plumpe Ausrede, das war die allgemeine Ansicht. Man hörte Kichern im Zuschauerraum und überall sah man lächelnde Gesichter. Der Vorsitzende sagte denn auch: „Und das sollen wir glauben?"

Sohr war es, als sei er mitten ins Gesicht geschlagen worden. Mit einem Male war etwas in ihm gerissen. Er fuhr auf. In seinen Augen flammte ein wildes Feuer.

„Wer verlangt das?" rief er dem Vorsitzenden zu. „Wer?" — Bin ich Ihnen mit dieser Erklärung gekommen oder haben Sie mich darum gefragt? Schließen Sie meine Vernehmung — ich antworte Ihnen nicht mehr."

Damit setzte er sich und war nicht mehr zum Reden zu bewegen. Nur auf eine Haftandrohung des Vorsitzenden hin, erwiderte er noch: „Der Vergewaltigung steht nichts im Wege. Ich sitze bereits fünf Wochen in Untersuchungshaft. Ich habe nichts zu versäumen."

Es blieb dem Vorsitzenden nichts anderes übrig, als zur Zeugenvernehmung zu schreiten.

Sohr nahm keinerlei Notiz mehr von ihm und auch von dem nicht, das um ihn her geschah. Er hatte sich auf seinen Platz zurückgelehnt — den Kopf gegen die Rückwand — und blickte unverwandt in das klare Blau des wolkenlosen Herbsthimmels, der durch das gegenüberliegende große Bogenfenster zu ihm herüber sah.

Er war nicht mehr anwesend.

Mochten sie reden und sagen, was sie wollten und beschwören, was sie beschwören zu können glaubten. Es war ihm gleichgültig. Ihm konnte niemand helfen und wenn jemand mit Menschen- und Engelszungen redete — dort auf jenem Tische lagen Feuerzeug und Brieftasche und die gehörten ihm.

Und dann stand das andere fest, unverrückbar und unabänderlich: niemand war ihm auf seinem Wege nach dem kahlen Berge begegnet, niemand konnte sein Alibi bestätigen. Wenn nicht ein Wunder geschah, war sein Schicksal besiegelt.

Ein Wunder? — Da lächelte er bitter. — Ein Wunder für ihn? Nein — für ihn geschahen keine Wunder.

Er mußte an den Untersuchungsrichter denken und an dessen Worte: „Ihre Angelegenheit wird Schwurgerichtssache. Auf vorsätzliche Brandstiftung steht Zuchthaus. Wenn der Diebstahl nicht aufgeklärt werden kann, kommt es zur Verhandlung, und wie die Geschworenen entscheiden — wer kann das wissen."

In ohnmächtigem Grimm krampfte er die Hände zu Fäusten. Vor Schmerz schloß er die Augen.

Nur gut, daß man niemandem Schande machte! Er war der letzte seines Namens. Und dieser Name ging mit ihm, nur mit ihm — auch ins Grab.

Wer wohl von allen denen, die ihn kannten, würde ihm ein gutes Gedenken bewahren? Wenige wohl nur. Einer bestimmt — nein, zwei! Ein Alter und ein Junger, ein Greis und ein Knabe: Hannjörg und Claus. — Und unwillkürlich sah er zu dem Alten hinüber.

Da erschrak er so heftig, daß ein leises „Oh" über seine Lippen huschte.

Die noch vor kurzem leeren Stühle, die am Geländer des Zuschauerraumes standen, waren fast alle besetzt.

Sohr fuhr sich über Stirn und Augen und schüttelte sich. Er war weiß wie die Wand, die hinter seinem Sitze aufstieg. Aller Blicke waren auf ihn gerichtet. Nichts hatte er gehört, von dem, was diese vielen Zeugen bekundet hatten.

Eine Tür wurde geöffnet. Die Gutsherrin von Finkenschlag trat ein.

Festen Schrittes ging sie durch den Saal — aufrecht, gerade. Im Schreiten sah sie zu Sohr hinüber. Ihre Blicke begegneten sich, ruhten ineinander und hielten sich fest. Beider Häupter neigten sich zum Gruße.

Kaden, der unter den Zeugen saß, nickte vor sich hin. Hinzelmanns Augen leuchteten und die Dame in Schwarz, die an der Wand gestanden, trat hart an die Brüstung.

Vor dem Richtertisch blieb Frau Kaden wartend stehen.

„Wir haben einige Fragen an Sie zu richten, Frau Kaden, die Sie uns wahrheitsgemäß beantworten werden," begann der Vorsitzende. „Sie müssen ihre Aussagen beschwören. Über die Bedeutung des Eides sind Sie wohl unterrichtet?"

„Ja."

„Sie können den Eid in religiöser oder weltlicher Form leisten. In welcher wollen Sie schwören?"

„In der religiösen."

„Dann heben Sie die rechte Hand und sprechen Sie nur nach, was ich Ihnen vorsage."

Alle Anwesenden erhoben sich und Sohr kam es zum Bewußtsein, daß die gleichen Worte von demselben Manne heute schon viele Male gesagt worden waren und daß auch er sich jedes Mal mit den anderen erhoben hatte. Instinktiv — automatisch — ohne es zu wissen und gewollt zu haben, hatte er das getan.

„Ich schwöre" sprach der Vorsitzende und Frau Kaden wiederholte:

„Ich schwöre —"

„bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden —"

„bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden —"

„daß ich nach bestem Wissen die reine Wahrheit sagen —"

„daß ich nach bestem Wissen die reine Wahrheit sagen —"

„nichts verschweigen und nichts hinzusetzen werde."

„nichts verschweigen und nichts hinzusetzen werde."

„So wahr mir Gott helfe."

„So wahr mir Gott helfe."

Die Anwesenden setzten sich und der Vorsitzende begann zu fragen: „Der Angeklagte war Knecht auf Ihrem Gute?"

„Ja."

„Wie lange?"

„Von Ende Mai bis Ende August."

„Welches Zeugenis stellten Sie ihm aus?"

„Das beste."

„Und als Mensch?"

„Auch das beste."

„Es soll aber doch immer Differenzen gegeben haben zwischen Ihnen und ihm."

„Ich wüßte nicht! — Wenn etwas zu bestimmen **oder**

zu rügen war, geschah es nie direkt, sondern stets durch den Hofmeister."

„War das immer der Fall?"

„So lange ich einen Hofmeister hatte — ja!"

Der Vorsitzende sah an Frau Kaden vorbei zu den Zeugen hinüber. „Herr Voigt", rief er dem zu „wie ist es nun? Ihre Aussage lautet anders."

„Ich fasse das, was zu bestimmen und zu rügen war, als Differenzen auf", antwortete der, „und bin sehr oft beauftragt worden, Sohr zur Rede zu stellen."

„Wieviel mal denn?"

„Das kann ich genau nicht sagen, aber sechs- oder siebenmal ist es gewesen."

„Nun, Frau Kaden?"

„Sie haben offenbar über außerordentlich tüchtige Untergebene zu gebieten, Herr Vorsitzender. Dann beglückwünsche ich Sie und auch den Staat. Auf meinem Gute gibt es Leute, die muß ich täglich zurechtrücken. Das nenne ich oft."

„So? — Und verkehrten Sie mit dem männlichen Personal immer nur durch den Hofmeister?"

„Nein."

„Warum denn gerade mit Sohr?"

„Sein herrisches — oder richtiger gesagt: selbstbewußtes und schroffes Wesen sagte mir nicht zu."

„Selbstbewußt und schroff gab er sich. So? Er soll auch jähzornig gewesen sein. Haben Sie davon etwas gemerkt?"

„Nein."

„Denken Sie nach, Frau Kaden, es hängt sehr viel von Ihrer Aussage ab."

„Es braucht keiner Ermahnungen, Herr Vorsitzender. Was Sie mich fragen, beantwortete ich wahrheitsgetreu."

„Mehrere Zeugen schilderten ihn als jähzornig. Hat der Angeklagte nicht einmal einen sehr ernsten Zusammenstoß mit Ihrem Hofmeister gehabt?"

„Ich hörte davon, bin aber nicht dabei gewesen. Meiner persönlichen Ansicht nach war der Zusammenstoß aber eine von Herrn Sohr reiflich erwogene und gewollte Handlung und keine Tat im Affekt, kann also dem Jähzorn nicht entsprungen sein."

„War der Angeklagte nachträglich?"

„Nein."

„Auch das wird von Zeugen behauptet."

„Dann von solchen, die ihn nicht kennen oder ihm übel wollen. Wenn er alles ist, nachträglich ist er bestimmt nicht."

„Wie kommen Sie zu diesem Urteil?"

„Obwohl ich ihm infolge der Art, wie er sich gab, nicht wohl wollte und ihm das sehr deutlich merken ließ, hat er mich doch vor großem Schaden bewahrt, hat nach wiederholt geäußerter Überzeugung unseres Arztes meinen Jungen gerettet und hat sich bei dem Brande klug, umsichtig und aufopfernd benommen. So handelt ein nachträglicher Charakter nicht."

Diese Aussage Frau Kadens korrigierte das Bild über den Menschen Sohr wesentlich zu seinem Vorteile. Der Vorsitzende betrachtete dann auch die Erhebungen in dieser Hinsicht als abgeschlossen, blickte auf seinen Zettel und fuhr zu fragen fort: „Sie sagten eingangs Ihrer Vernehmung, daß es keine Differenzen zwischen Ihnen und dem Angeklagten gegeben habe. War es nicht so?"

„Ja."

„Warum erfolgte dann die plötzliche Entlassung des Angeklagten aus Ihren Diensten?"

„Plötzliche Entlassung? — Hier haben wieder verschiedene Herrschaften läuten aber nicht zusammenschlagen hören. Herr Sohr ist nicht entlassen worden — er ist freiwillig gegangen."

„Wollen Sie uns den Grund sagen?"

Ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, antwortete Frau Kaden: „Ich glaubte ein Ansinnen an ihn stellen zu dürfen, dem er nicht entsprechen konnte. Da es mit seinen Ansichten nicht in Einklang zu bringen war, ging er lieber."

„Würden Sie uns das Ansinnen nennen, das Sie an ihn stellten?"

„Muß ich das?"

„Wenn Sie sich durch die Aussage schaden würden, gnädige Frau, müssen Sie es nicht. Wir wollen aber doch im Interesse der Wahrheit jedes Für und Wider erwägen. Es würde zweifellos dem Ganzen dienen, wenn Sie uns näher unterrichten könnten."

Da Frau Kaden verlegen schwieg, fuhr er fort: „Ich erwähnte bereits, daß man den Angeklagten als nachträglich hinstellte. Die Handlungen des Angeklagten, die Sie anführen, belehren uns aber, daß er das nicht war, lassen aber den Schluß zu, daß er sie aus Berechnung tat. Wir möchten uns deshalb darüber klar werden, aus welchem Grunde er Ihr Ansinnen ablehnte. Erst wenn eines zum anderen kommt, Frau Kaden, ergibt sich ein Ganzes. Eine Zuchthausstrafe ist denn nun doch so etwas Schweres, daß man alles getan haben möchte — — —"

„Ich verstehe und will aussagen. — Herrn Sohr war die Pachtung meines Gutes angetragen worden und zwar für den ersten Oktober. Da Herr Sohr nicht verheiratet ist, als Pächter aber eine Frau oder doch eine absolut zuverlässige Wirtschafterin haben muß, wenn er nicht, wie ich, betrogen und bestohlen werden will, sicherte er sich meine derzeitige Mamsell, deren Dienstjahr am 30. September zu Ende geht. Damit war ich nur bedingt einverstanden. Ich mochte die Mamsell nicht über den ersten Januar hinaus mehr auf Finkenschlag wissen. — Er aber erklärte mir, daß er mit der Pachtung mir und meinem Jungen, als seinem Freunde, gegenüber Verpflichtungen eingehe, die gehalten sein wollten. Auf Gefühlsmomente könne er deshalb keine Rücksicht nehmen, für ihn sei nur Zweckmäßigkeit entscheidend. Außerdem aber habe sich Fräulein Kerst — so heißt die Mamsell — bereit erklärt, zu bleiben, bis er eine Frau gefunden habe. Dafür würde er immer dankbar sein, nicht aber Fräulein Kersts Hilfsbereitschaft mit einer Schuftigkeit quittieren, lediglich um mir gefällig zu sein."

Frau Kaden, auf deren Stirn eine tiefe Falte stand, machte eine Pause, dann klang ihre dunkle, volle Stimme in die lautlose Stille des Raumes:

„Das war auf dem Wege zu meinem Schwager nach Großsteinau, bei dem der Pachtvertrag unterzeichnet werden sollte. Wir waren zu Wagen. Ich ließ Herrn Sohr absichtlich den Umweg über Seeberg fahren, um noch Zeit zu finden, meinen Willen durchzusetzen. Der Erfolg war der, daß mir Herr Sohr die Zügel in die Hand drückte, auf die Pachtung verzichtete und mich mitten auf der Straße stehen ließ."

„Der Knecht die Herrin", sagte der Vorsitzende, „das kommt allerdings nicht jeden Tag vor. — Und glauben Sie, daß der Angeklagte ein tieferes Gefühl — sagen wir Liebe — zu Fräulein Kerst empfindet, so daß er aus diesem Gefühl heraus die Pachtung abgelehnt haben könnte?"

„Das glaube ich nicht. — Herr Sohr ist ganz bestimmt der Freundschaft und treuesten Kameradschaft fähig, ob aber der Liebe, das möchte ich bezweifeln."

„Na, na, gnädige Frau", sagte der Vorsitzende und lächelte — aber Frau Kaden, die sich nicht beirren ließ, antwortete: „Für einen Sohr sind die Finkenschlager Damen keine Frauen."

Scherzend erwiderte der Vorsitzende: „So? — Da wir nicht den Vorzug haben, die Finkenschlager Damen zu kennen, müssen wir uns auf Ihr Urteil verlassen. — Ich habe nun noch eine Frage, Frau Kaden, die ich Sie bitte, mir zu beantworten. Der Angeklagte hatte zunächst dem Brande tatenlos zugesehen. Erst auf Ihre Veranlassung hin, ist er aus seiner Reserve herausgetreten. Ist dem so?"

„Ja."

„Wir haben nun den Angeklagten gefragt, was Sie ihm damals gesagt hätten. Auf diese Frage aber verweigerte er die Auskunft. Ihre Worte seien nur für ihn bestimmt gewesen."

„Das waren sie auch. Sie können sie aber trotzdem hören. — Auf meine Vorhaltung, ob er das alles so ruhig mit ansehen könne, antwortete Herr Sohr, daß es nicht schade sei um die Baracke, wohl aber um die Seitengebäude. — Wenn man diese und das Herrenhaus retten wolle, müsse man den Mittelbau niederbrennen lassen, die Seitenflügel zu schützen suchen, nicht aber die Kräfte an unsinniges und zweckloses Löschen vergeuden. — Ich konnte mich der Richtigkeit seiner Ansicht nicht verschließen und machte darauf aufmerksam, daß das den Leuten gesagt werden müsse, worauf er bemerkte, er habe nichts zu sagen, das Recht stünde nur mir zu. — Ich bat ihn denn, dieses Recht anzunehmen und auszuüben, um mein Eigentum in seinen Händen zu wissen. Daraufhin griff er ein."

Der Vorsitzende wendete sich an Staatsanwalt und Verteidiger: „Haben die Herren noch eine Frage?"

Beide sagten: „Danke."

„Danke," sagte auch der Vorsitzende zu Frau Kaden und schloß die Zeugenvernehmung. —

Nach einer eingelegten kurzen Pause erteilte er dem Staatsanwalt das Wort.

Völker sprach von einem verwickelten Fall, der aber nur scheinbar kompliziert sei, in Wirklichkeit aber sehr einfach liege. Es stehe ein Verbrechen zur Aburteilung, für das der Gesetzgeber bis zu fünfzehn Jahren Zuchthaus vorsehe. Die außerordentliche Höhe des Strafmaßes tue die Verwerflichkeit des Verbrechens dar.

(Schluß folgt.)

Albrecht Dürer und der Osten.

Von Eduard Jeikner.

I.

Obschon in verklungenen Jahrhunderten die *Schreibkunst* nichts weniger als allgemein in Übung war und selbst von berühmten Menschen, soweit sie nicht dem Gelehrtenstand angehörten, zumeist umgangen wurde, mithin auch die schriftlichen Zeugnisse über die mannigfachen Dinge und Geschehnisse der älteren und alten Vergangenheit nur sehr spärlich bis zu uns überliefert werden konnten, besitzen wir doch gerade von der Hand *Albrecht Dürers* einen ungewöhnlich ausgiebigen, wenn auch im wesentlichen noch recht lückenhaften *Nachlaß selbstbiographischer Art.*

Albrecht Dürer lebte ein typisch deutsches Leben, das in rastloser, nimmermüder Arbeit dahinging. Die Schreibfeder führte er fast mit demselben Eifer, wenn auch seltener, wie den Pinsel und den Zeichenstift. Dank dieser seiner besonderen Veranlagung, die das Schreiben nicht scheute, erfreuen wir uns vieler persönlicher Angaben über sein Leben, Schaffen und Denken und vor allem aber über die Herkunft seines Geschlechts. Keiner der andern damaligen deutschen Künstler hat es auch nur annähernd ähnlich gehalten, wenigstens kennen wir kaum so viel Schriftliches von ihnen, als zur zuverlässigen Rekonstruktion eines Lebensbildes nötig ist. Die Aktenquellen versagen bekanntlich noch viel beharrlicher. Darum umgibt auch die deutsche Kunstgeschichte des Mittelalters und der Renaissance ein so rätselhaft abwehrender Schein: wir bewundern die erhabenen Werke, wissen aber häufig nicht, wem wir zu danken haben.

Freilich kann man annehmen, daß der eine und der andere bedeutsame Mensch gelegentlich zu einer schriftlichen Äußerung gegriffen hat, hin und wieder werden wenigstens Briefe von Künstlerhand entstanden sein, aber ungünstige Umstände und die Jahrhunderte haben sie verloren gehen lassen. Albrecht Dürer hat natürlich weit mehr geschrieben, als uns von ihm überliefert ist. Er dürfte namentlich von der Wanderschaft und von den verschiedenen Reisen mit schriftlichen Berichten an seine Angehörigen und Freunde — gemessen an den erhaltenen — nicht gekargt haben. Allein davon ist nur ein verhältnismäßig geringer Teil uns erhalten geblieben. Offenbar maß man derartigen Schreibereien nur in seltenen Fällen einen Zukunftswert bei und einzelnes wird lediglich der Zufall vor dem Untergang bewahrt haben.

So ist eigentlich die Person Albrecht Dürers für uns noch hinlänglich in Dunkel gehüllt. Mit *bloßen Vermutungen* müssen wir uns in vielen wichtigen Fällen abfinden, seine unvermittelten und zudem noch reichlich dürftigen Andeutungen in seinem schriftlichen Nachlaß lassen oft keine klaren Schlüsse zu. Immerhin aber hat er es in seiner Familienchronik unumstößlich festgelegt, daß seine Herkunft väterlicherseits aus dem *ungarischen Osten* ist. Natürlich liegt darum kein Anlaß vor, etwa zu meinen, seine blütige Abstammung könne infolgedessen undeutsch sein. Es ist bekannt, welch starken Anteil das deutsche Element an der bürgerlichen Bevölkerung überall in den Ländern des näheren Ostens im Mittelalter hatte. Handel, Handwerk und Kunst wurden dort im überwältigenden Verhältnis von Deutschen ausgeübt, eigentlich ließen sich bislang nicht einmal mit Sicherheit undeutsch klingende Bürgernamen feststellen, deren Träger sich irgendwie aus der Masse der Bevölkerung heraushoben.

Albrecht Dürers Kunst ist deutsch, nicht die geringste Erinnerung an fremdöstliches Wesen kommt darin zum Ausdruck. Auch in seinem Leben nicht. Soll der mütterliche Blutsanteil in ihm so ausschlaggebend gewesen sein, daß er den väterlichen völlig überherrschte und den Sprößling eines temperamentvollen Magyaren einfach zum echtesten aller Franken machte? Mitnichten. Unser Albrecht Dürer hat in seinen Schriften Genügendes über das Wesen seines Vaters mitgeteilt: Danach war der Goldschmied Albrecht Dürer der Ältere die treueste deutsche Seele, die man sich denken kann und enthielt nicht die leiseste Spur von magyarischen oder sonst östlichen Charaktereigenschaften. Dürers Vater „hat von männiglich, die ihn kannten, ein gutes Lob gehabt, denn er führte ein ehrbar, christlich Leben, war ein geduldiger Mann, sanftmütig, gegen jedermann friedsam und stets dankbar gegen Gott". Dies Zeugnis stammt von seinem großen Sohn.

Auch der Familienname „Dürer" läßt den Zweifel nicht zu, daß er etwa nur eine Verdeutschung wäre. Im Mittelalter gab es bekanntlich noch keine Familiennamen im heutigen Sinne. Der Taufname galt als maßgebend, allenfalls wurde diesem ein Wesensmerkmal, die Berufsbezeichnung oder der Herkunftsort seines Trägers hinzugefügt, um die vielen Personen mit gleichen Taufnamen von einander zu unterscheiden. Es konnte vorkommen, daß Vater und Sohn verschiedene Zunamen trugen, wenn beider Wesensart Beruf oder Geburtsort nicht die gleichen waren. Der Goldschmied Albrecht kam auf seiner Wanderschaft nach den Niederlanden und nach Nürnberg, wo er sich 1455 endgültig festsetzte. Hier mußte er angeben, von wannen er sei und so nannte er, weil er dort durch seinen Vater heimatberechtigt war, den Ort Türen oder Toren im fernen Ungarlande und füglich blieb er nun derjenige Albrecht, der aus Türen oder Düren, wie der Franke es ausspricht, stamme und wurde kurzweg Dürer oder auch Türer und Torer genannt. Türen — von Tür — aber entspricht dem magyarischen Worte Ajtos und einen solchen Ort soll es einst in der Nähe von Gyula südlich Großwardein gegeben haben. Aber der Wandersmann nannte sich nicht Albrecht von Eytosch oder gar Ajtos, was er ohne Zweifel getan haben würde, wenn er sich als Magyar gefühlt und der Heimatsort nicht auch eine deutsche Bezeichnung und vermutlich auch *vorherrschende deutsche Bevölkerung* gehabt hätte.

Die Forschung wagt hieran jetzt nicht mehr zu rütteln. Ehedem aber versuchten es ungarische Gelehrte gern, die Abstammung Dürers irgendwie magyarisch zu machen Allein sie drangen damit nicht durch, M. Thausing, der Wiener Dürerforscher, hat ihnen den Reiz der Sache genommen. In der Tat spricht alles zu eindeutig, was von der Familie Dürer vorliegt. Auch die in Ungarn verbliebenen beiden Brüder des älteren Albrecht bewahrten offenbar ihr ererbtes deutsches Volkstum, der eine, Ladislaus, war Zaummacher, der andere, Johann, Pfarrer in Großwardein, das damals freilich eine überwiegend deutsche Bevölkerung und deutsches Stadtrecht besaß. Ein Sohn des Zaummachers, Nikolaus mit Namen, wurde von seinem Vater zum Oheim nach Nürnberg geschickt (um 1470) und lernte bei diesem das Goldschmiedehandwerk. Er wurde auch Meister und verheiratete sich in Nürnberg, übersiedelte aber um 1500 nach Köln am Rhein, wo er unter dem Namen Nikolaus Unger bekannt blieb. Dies kann als Beispiel dafür gelten, wie nebensächlich damals mit Zunamen umgegangen wurde. Die Herkunft des Goldschmiedes Nikolaus war eben Ungarn, mithin wurde auch kurzerhand ein diesbezüglicher Zusatz dem Taufnamen angehängt. Albrecht Dürer der Jüngere, der große Meister, besuchte gelegentlich seiner Niederländischen Reise in den Jahren 1520—1521 mehrmals seinen Vetter in Köln und tat seiner in seinen Aufzeichnungen oft Erwähnung.

Das Erlebnis der Mooreiche.

Skizze von Else Stahl.

Die junge Eiche wußte natürlich nicht, als wieviel tausendstes, wenn auch scheinbar einzig lebensfähiges Kind — denn rundum war baumlose, moorige Ebene — der sehr ansehnlichen Mutter sie auf die Welt gekommen war. Sie wußte überhaupt nicht viel außer den Ratschlägen und Geschichten der Mutter. Diese Ratschläge beschränkten sich freilich auf Ermahnungen zu unabläßigem Wachstum und gerader Haltung gegenüber den Weststürmen, und die Geschichten handelten alle von dem Schwedenkönig Gustav Adolf, der ein Jugendfreund der Mutter gewesen war und dessen Zelt einmal einen ganzen Herbst lang neben ihr gestanden hatte — sie hoffte immer noch heimlich auf seine Rückkehr —, aber man konnte doch vieles daraus lernen. „Ja, damals war ich noch jung, aber heute bin ich schöner", sagte die sehr ansehnliche Mutter, „das haben wir Eichen vor den Menschen voraus." Und das war schon etwas, was man mit Vergnügen lernte. Einmal aber, gerade während eines Unwetters, sagte die alte Eiche: „Und hüte dich vor der Liebe und den Menschen!" Aber ob das nicht nur ein Ausfluß langsamer Verbitterung war — denn der Schwedenkönig kam augenscheinlich nicht wieder — blieb ewig unentschieden. Denn in derselben Minute fuhr ein feuriges Schwert auf die Mutter zu, und ein entsetzlicher Donner übertönte die letzten Seufzer der Zusammenstürzenden.

Nun stand die junge Eiche ganz allein im meilenweiten Moor, wurde immer älter und schöner, dachte über die Liebe und die Menschen nach und sehnte sich nach dem großen Erlebnis. Da kam Gustav Adolf. Wenigstens hielt die Mooreiche ihn dafür, da er sehr blond und blauäugig war und die Ratschläge der sehr ansehnlichen Mutter in bezug auf Wachstum und Haltung befolgte, und sie liebte ihn sofort. Der Mensch, erschöpft von langer Sonnenwanderung, umarmte den Baum mit dankbarer Zärtlichkeit. So schlossen sie Freundschaft.

In den nächsten Monaten war die Mooreiche so glücklich, wie nie zuvor und nie nachher. Sie sah ihren Freund, der in einer Bretterbude in ihrem Schatten wohnte, den ganzen Tag über messen und rechnen, und in den Morgen- und Abend-

röten empfing sie ihn in ihren starken Armen zu einem jubelnden Lied. Freilich hörte sie auch einen zweiten Menschen, der ihr sehr unsympathisch war, schon weil er die Ratschläge der sehr ansehnlichen Mutter augenscheinlich nie befolgt hatte, sagen: „Sie wollen sich hier ansiedeln? Ja, denken Sie denn gar nicht an das Grundwasser? Das Moor liegt sehr tief — ein anormales Regenjahr — und wenn die Flußdämme reißen?"

Die Mooreiche fühlte die Neigung umzustürzen und den Unsympathischen zu erschlagen. Zu ihrer Freude aber kümmerte sich Gustav Adolf um nichts. Er baute, und eines Tages war Richtschmaus, und eines zweiten Tages Hochzeit, und eines weiteren Tages Kindtaufe — drei ganz hohe Festtage für die glückselige Mooreiche, die hunderte von herrlichen Jahren vor sich sah.

An einem frühen Märztag sagte Gustav Adolf: „Morgen wollen wir zu pflügen anfangen!" Aber es kam nicht dazu, denn über Nacht begann es in Strömen zu regnen.

Es regnete den März über und den April über und in den Mai hinein. Das Moor wurde ein uferloser See, wie ihn die Eiche noch nie gesehen hatte, das Wasser drang aus dem Keller ins Erdgeschoß. Niemand konnte mehr aus dem Hause, ein Boot gab es nicht, und die Menschen draußen dachten nicht an die Leute im Moor.

„Es muß ja einmal aufhören", beruhigte Gustav Adolf. Aber es hörte noch lange nicht auf. Eines Nachts schlug eine gewaltige Brandung an der Mooreiche empor, sie sah die junge Frau das Fenster aufstoßen und vor der heranrollenden Woge entsetzt zurückfahren. „Die Dämme sind gebrochen!" flüsterte sie und sank um. Der Mann sprang hinzu und schloß das Fenster. Nach einer Sekunde kam er aus der Tür gejagt, ein wimmerndes, in Decken und eine Hängematte gewickeltes Bündel im Arm, arbeitete sich durch den Wirbel zur Eiche hin und versuchte an dem hohen Stamm emporzuklimmen. Aber das Holz war zu glatt und schlüpfrig. Jedesmal, wenn er abglitt, stöhnte er dumpf und schrecklich, daß die Eiche vor Jammer ächzte. Endlich gelang es ihr, die Spitzen ihrer tiefsten Äste so weit hinabzuneigen, daß der Mann die Hängematte daran befestigen konnte. Die Zweige schnellten hoch — und die Eiche schützte das junge Leben!

Dann — der Mann war wieder im Hause — sprangen die Fenster, und die Flut schoß in die Stube. Die Eiche erstarrte vor Grauen, aber dann sah sie die beiden Menschen auf den Boden flüchten. Das rasende Wasser schäumte bis an den Horizont, tief lagen die strömenden Wolken über der Flut, der Westwind trieb unheimliche Berge vor sich her. In sein wahnsinniges Pfeifen, Winseln und Heulen mischte sich kläglich und schrill der Klang einer Kinderstimme. Und dann riß der Sturm das Hausdach fort.

Wahrhaftig, solch einen Sturm und solch eine Flut hatte das Moor schon seit undenklichen Zeiten nicht mehr erlebt!

Wie das Haus zitterte, ächzte, schwankte! Die Pfeiler des Vorbaues lösten sich, schossen im Flutwirbel als Sturmböcke gegen die Hauswand. Einer von ihnen durchstieß die Mauer. Durch das höllische Toben gellte der wilde und schreckliche Schrei einer Frau, die durch einen Sprung in die Tiefe das Unerträgliche abzukürzen bereit war. Gewaltig hielt der Mann sie fest. Die Mooreiche hörte ihn schreien: „Wir sind gerettet!" „Gerettet?" dachte sie bebend und ungläubig.

Und nun — war es nicht gut, daß der Sturm das Dach fortgerissen hatte? — nun schwang der Mann ein sehr starkes und langes Seil aus, der Eiche zu. Sie begriff, daß es sich darum handelte, dieses Seil zu fassen und so fest zu halten, daß der Mann sich daran hinüberziehen konnte. Aber an die dreißigmal mußte er es ausschwingen, bis es gelang und bis er sich mit zusammengebissenen Zähnen daran hinausschweben lassen konnte . . .

Als nach hartem Kampf erst er, dann am fester verknüpften Seil auch die junge Frau hinübergelangt war, umarmte der Mann zum zweitenmale den starken Stamm, und die Eiche fühlte seine Tränen glühend auf ihrem Herzen. In diesem Augenblick stürzte das Haus zusammen. Fast gleichzeitig hörte der Regen auf, ein bleicher Mond beleuchtete die Verwüstung, der nichts außer der Eiche standgehalten hatte. Das Kind, rasch an das Toben der Elemente gewöhnt, weil ihnen noch nah verwandt, schlief friedlich in der Matte.

Der Morgen kam, und die Hilfsmannschaften. Während die beiden Menschen den Baum hinabstiegen, fühlten sie: nichts in der ganzen Welt sei je für sie so wichtig gewesen als er, und tief empfanden sie die Göttlichkeit seiner Kraft und Zuverlässigkeit. Das Kind schrie und streckte die Händchen nach den wehenden Blättern aus. Die Mutter hob es hoch und ließ es diese Blätter küssen; aber sie gestattete nicht, daß auch nur eines abgepflückt wurde.

„Lebe wohl, Gustav Adolf!" sagte die Mooreiche, als sie die drei fortrudern sah, denn sie begriff wohl, daß man sich hier nicht mehr ansiedeln würde und daß das große Erlebnis vorbei war. Aber sie hielt sich gerade, treu den Mahnungen der Mutter, und betrachtete nachdenklich die mit der Flut gekommenen Fische, die zwischen ihren unterhöhlten Wurzeln spielten, wie früher die Vögel in ihren Zweigen gespielt hatten, ehe der Orkan sie und ihre Brut vernichtete.

Das chinesische Unglücksschiff.

Irgendwo in der stillen Südsee soll demnächst das Unglücksschiff vom Jangtse versenkt werden. In den chinesischen Seemannskreisen wird man darüber große Freude empfinden; denn das Unglücksschiff hat mehr als hundert Menschen das Leben gekostet.

Im Jahre 1909 wurde es für die Handelsschiffahrt auf dem Jangtse gebaut und „Hai-Ling" genannt. Schon auf seiner ersten Reise von Schanghai nach Hongkong lief es auf Grund. Auf der Rückfahrt explodierte ein Kessel, und elf Mann erlagen den erlittenen Verletzungen. Bei seiner dritten Fahrt erlitt ein chinesischer Matrose plötzlich einen Anfall von Geistesstörung. Er tötete fünf Matrosen, während er drei schwer verletzte. Von diesem Zeitpunkte an verließ das Unglück das Schiff nicht mehr, und die abergläubischen Chinesen waren fest davon überzeugt, daß die Geister der an Bord Gestorbenen nicht nachlassen würden, das Schiff zu verfolgen und Unheil heraufzubeschwören. Der schwergeprüfte Eigentümer des Schiffes wandte sich hilfesuchend an die chinesische Geistlichkeit, und diese riet ihm, dem Schiff einen anderen Namen zu geben. Dies geschah, und nun hieß das Schiff „Lan-Sing". Doch auf der ersten Ausfahrt nach der Umtaufe brachen auf dem Schiff die schwarzen Pocken aus mit dem Ergebnis: neun Tote. Und obgleich das Schiff wieder einen anderen Namen annahm, es blieb vom Schicksal verfolgt, so daß es schließlich kaum noch möglich war, Matrosen für das Schiff zu finden, selbst bei doppelter und dreifacher Löhnung nicht. Den schwersten Schlag erlitt das Schiff im Jahre 1927. Damals führte es chinesische Soldaten stromaufwärts. Es entstand Streit an Bord, und es kam zu einem blutigen Kampf, dem fast hundert Soldaten erlagen.

Das brachte die Eigentümer fast zur Verzweiflung. Sie beschlossen, das Schiff einer gründlichen Wiederherstellung zu unterziehen und den Namen nochmals zu ändern. Nachdem dies geschehen, verließ das Schiff Hankau mit einer Ladung Seide und anderen Waren. Zwei Tage war es unterwegs, da brach in seinem Innern Feuer aus. Die Bemannung bekämpfte den Brand bis zum äußersten. Das Schiff wurde schließlich auch gerettet, die Ladung aber war verloren. Die Reeder suchten das Schiff jetzt zu verkaufen; doch es fanden sich keine Liebhaber dafür. Darauf beschlossen sie, um mit dem Schiff nicht noch mehr Unheil zu erleiden, es an einer tiefen Stelle in der Südsee zu versenken.



*** Kühe, die auf einem Friedhof begraben werden.** In den Vereinigten Staaten, und zwar in North Easton, befindet sich eine ausgedehnte Anstalt, in der außerordentlich schönes Zuchtvieh herangezogen wird. Besondere Erfolge erzielen die Züchter von North Easton mit der Zucht von Milchkühen, die bei den landwirtschaftlichen Ausstellungen denn auch fast immer mit großen Preisen bedacht werden. Derart ausgezeichnete Kühe genießen in der Anstalt nun nicht nur im Leben eine besonders gute Behandlung, sondern werden auch im Tode vor ihren Artgenossen bevorzugt, denn auf North Easton ist in einem Hof ein rechteckiger Raum umzäunt, den kleine Grabsteine zieren: es ist der Friedhof, auf dem die Preiskühe, die als solche nicht geschlachtet werden dürfen, beerdigt werden.

*

*** Nur Geduld.** Die Sparsamkeit der Schotten ist sprichwörtlich; erzählt man sich doch von ihnen, daß sie ihre Uhren nie aufziehen, um sie nicht abzunutzen. Das ist aber noch nichts gegen das, was sich die Stadt Edinburg geleistet hat. Sie bekam im Jahre 1832 aus dem Nachlaß des Stadtrats Reid 1000 Pfund Sterlinge ausbezahlt, mit der Weisung, zwei Denkmäler für William Wallace und Robert Bruce, zwei schottische Nationalhelden, zu errichten. Leider langten die 1000 Pfund nicht, und so legte man sie auf die Bank, und wartete 96 Jahre, bis die Summe durch Zins und Zinseszins soweit angeschwollen war, daß man die Denkmäler herstellen konnte. Sie werden im September dieses Jahres enthüllt. Ist das Geduld oder nicht?

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.